

Jasmin Ramadan

Ü

Roman

Palisander

Verletzte Frauen konnte Ben nicht ertragen. Sie erinnerten ihn an seine Mutter. Deshalb brachte er verletzte Frauen dazu, ihn zu verlassen.

Dafür reduzierte er alles mehr und mehr. Komplimente, Nachrichten, Interesse, Zuverlässigkeit. Sich. Wenn eine Frau die Situation klären wollte, ihn darüber zu reden drängte, spielte er nicht mit, ging nicht darauf ein, redete stattdessen über politisches Tagesgeschehen, einen aktuellen Krieg, die Ungerechtigkeit der Welt, Wichtiges eben. Er sagte dann, er brauche Zeit und Raum für sich und seine Interessen, er habe nie etwas versprochen, es gebe nichts zu klären, er schulde niemandem was.

Wenn sie heulten, ihre Gesichter anschwellen, die Züge sich krümmten, verging sein letztes Begehren. Frauen versuchten selbst den Verlust des Allerschlechtesten zu vermeiden, weil sie als potentielle Mütter mit universaler Konsequenz absolut und endlos zu lieben bereit waren, was auch immer da auf sie zu kommen möge. Frauen liebten mit größerem Ehrgeiz als Männer, um die Schwangerschaft aushalten zu können, die Geburt, das Leben als Mutter. So waren sie konditioniert und viele Männer nutzten das aus.

Ben dachte nur noch in kalkulierter Weise an seine und die Gefühle anderer und er wusste nicht, wie er so geworden war.

Eine Frau hatte er wie verrückt geliebt, geheiratet und alles für sie getan. Doch dann wurde er so verdammt wütend auf Leila, die große Liebe seines Lebens, und diese Wut hörte gar nicht mehr auf nachdem seine Mutter überraschend gestorben und er bald darauf vierzig geworden war.

Da verliebte er sich. In eine sehr junge Frau. Eine, die ihn an gar nichts erinnerte. Er stürzte sich in das Leben nach dem Tod seiner Mutter, legte sich ein neues, schallendes Lachen zu und entschied, dass er jetzt dran sei.

Leila hatte sich einmal bei seiner Mutter für ihn bedankt. Für den empathischen Mann, den sie großgezogen hatte. Er konnte sich kaum mehr an diesen Mann erinnern. Leila vermisste ihn. Das hatte sie oft unter Tränen gesagt, bis sie endlich gegangen war.

Er wollte sich leicht fühlen, einfach leicht, egal, was es bedurfte und egal, ob dabei jemand zu Schaden kam. Das Leben hatte ihn angegriffen und er ließ sich deshalb einen vergoldeten Kettenanhänger anfertigen, der eine Kalaschnikow darstellte. Jeden Tag

trug er die Kette gut sichtbar über der Kleidung, weil er sich alles allein hart erkämpft hatte.

Seine Mutter war fort. Und bevor sie fort gestorben war, war sie ihr ganzes Leben über verletzt gewesen. Sein Vater hatte schon vor Bens Geburt angefangen sie zu betrügen und er war die Sorte Mann gewesen, die sich nicht einmal schämte. Seine Mutter hatte oft darüber gesprochen. Sie war bis zu seinem Tod bei ihm geblieben, hatte ihn immer wieder einziehen lassen, obwohl es niemanden glücklich machte. Deshalb wollte Ben, dass Frauen gingen, wenn man sie schlecht behandelte. Ben war Feminist. Noch immer waren zu viele Frauen bereit, sich alles gefallen zu lassen, um zu einem Mann zu gehören. Das war längst nicht mehr zeitgemäß. Ben brachte sie dazu, es zu begreifen.

Wenn auch die mit dem geringsten Selbstwertgefühl endlich genügend Wut aufbrachten, ihre Nachrichten zur Nacht immer weniger wurden und endlich ganz ausblieben, erfüllte es Ben feierlich.

Er ging dann wieder mehr unter Leute, streifte durch Bars, und es begann von neuem. Schon lange lebte er nur noch von Adrenalin und anderen Hormonen. Das Zeug war tückisch, ein trügerischer Ersatz für Glück. Er liebte nicht mehr, er war auf Liebe.

Frauen verliebten sich schnell und heftig in ihn. Er sah gut aus, hielt immer eine gewisse Distanz und weinte bei der dritten Verabredung vor ihnen. Wegen seiner genetisch bedingten Melancholie. So nannte er es. Immer wieder hörte er sich so reden und wusste, nun berührte er die Frauen an ihrer einfachsten Stelle, ihrer Disposition zur Mutter. Bevor er mit ihnen schlief, ließ er sich Zeit, Bedürftigkeit war nicht begehrenswert. Er brachte vieles mit, war eloquent, erfolgreich, sah nordisch aus, war schlank, wusste, was ihm stand und trug immer gute Schuhe.

Er kannte sich mit vielem gut aus, am besten mit Politik. Er fing an zu weinen, wenn er über politische Unruhen sprach. Weil er so mitgerissen war und an Revolution glaubte. Nichts interessierte ihn mehr als das Auflehnen gegen Autoritäten.

Manchmal machte Ben Selfies von seinem tränenüberströmten Gesicht und verschickte sie an verschiedene Frauen. Er schrieb dazu, welche politische Ungerechtigkeit ihn aus der Fassung gebracht hatte. Es war ja nicht mal gelogen. Vielleicht ein wenig überinszeniert. Aber Bilder waren sein Leben. Er arbeitete als Werbefilmregisseur und war zudem Künstler. Mit der Kunst machte er Eindruck, verdiente sich Aufmerksamkeit und Bewunderung, als Regisseur unanständig viel Geld. Meist war ihm alles Einerlei, seit seine Eltern tot waren und weil Leila nichts mehr von ihm hielt. Er sah sich außer Stande, daran etwas zu ändern, sehnte sich mit gravierender Passivität danach, dass sie

ihm in Abwesenheit verzieh, ihn zurückeroberte, obwohl er alles zerstört hatte und noch immer seine Liebschaften pflegte. Er wollte, dass sie ihn trotz allem verstand, ihn trotz allem liebte oder zumindest wieder gern hatte. Oft hatte sie das Wort Kampf gebraucht. Er hätte nicht in angemessener Weise um sie gekämpft, nachdem sie rausfand, dass er sie betrog. Da hatte Leila Recht. Abgesehen davon war er ausgesprochen rege. Er war immer in Bewegung und ruhte sich nur aus, wenn er kurz vorm Zusammenbruch stand. In Faulheit ersoff man.

Ben hatte die Leiche seines Vaters aus allen Perspektiven fotografiert, sich die Bilder immer wieder angesehen und sie auch seiner Frau gezeigt. Sie kritisierte bloß, dass er auf etwas starrte, statt mit selbiger Konzentration zu trauern.

Nun lebte er allein in großer Ordnung zwischen Regalen aus Palisanderholz von ambitionierten Designern. An seinen Wänden hingen seine und die Bilder anderer geschätzter Künstler in perfekter Komposition. Alles war an seinem Platz. Und wenn ein Gast seinen Stil lobte, schlug sein Herz kurz im richtigen Takt.

Leila hatte aus ihrer Liebe nie eine melodramatische Sache gemacht, war darin genügsam, wie mit sich selbst, lag am liebsten im Bett zwischen Büchern und Notizen und schlürfte dort bis zum Nachmittag längst erkalteten Kaffee aus ihrem großen Becher. Dann überlegte sie, was sie übertrieben Exquisites kochen würde und kaufte auch immer viel zu teuren Wein für einen Werktag.

Leila behauptete stets, alles Wichtige komme von innen und sie war für eine Frau ziemlich unordentlich. Sie konnte nicht anständig staubsaugen und wenn sie, zugegeben großartig, kochte, musste er hinterher das Chaos beseitigen, denn sie agierte beim Kochen wie ein wildes Kaninchen, hörte scheußliche Popmusik aus ihren kopflosen Teenagerjahren und tanzte dazu herum. Die Küche sah dann aus wie eine verrückte, verschmierte Seele.

Leila, die Schriftstellerin, die ihm immer ein bisschen schlauer vorgekommen war, als er sich selbst, die ihn, trotz ihrer grandiosen Sinnlichkeit, in ihrer Rationalität und der Willensstärke an seinen Vater erinnert hatte. Der Vater, der immer gewusst hatte, wie alles noch besser ging, der nie lobte, ohne zuvor ausführlich Kritik zu üben. Der Vater, der gestorben war, bevor Ben ihn als erwachsener Mann hatte beeindruckt und von sich überzeugen konnte.

Als Ben begann, seine Liebe mehr und mehr für sich zu behalten, wurde Leila bald fahler, dünner, ihr Lächeln und ihre Bewegungen wirkten zunehmend nervös. Sie ließ

sich immer leichter provozieren, schrie ihn oft an, heulte ständig und verblasste so mehr und mehr.

Jahrelang war sie ein unerschütterliches Phänomen der absoluten Selbstakzeptanz gewesen, was oft in Faulheit einen Ausdruck fand. Wenn sie nicht im Bett lag, lag sie auf dem Sofa, häufig mit einem Kater, nach hart durchgeführter Nacht. Sie erschien ihm oft nichtsnutzig und grandios zugleich. Zwei Adjektive, die in seinem Selbstverständnis unvereinbar waren. Ben hatte über Jahre alles dafür getan, um Leila noch glücklicher zu machen, als sie ohnehin schon mit sich selbst war, damit sie bloß nicht merkte, dass sie ihn eigentlich gar nicht brauchte. Er war nur derjenige, der sich abrackerte, dessen Geld ihr die Ruhe verschaffte, einen Roman nach dem anderen zu schreiben. Keines ihrer Bücher war ein Bestseller geworden. Aber sie hatte ja ihn und seine Arbeitskraft gehabt. Ben begann nach dem Tod seiner Mutter, Leila zu zerstören, ihre Eitelkeit zu brechen. Er erkannte sie irgendwann kaum noch wieder. Sie konnte nicht mehr schreiben und bekam eine über Monate andauernde Gastritis.

Er hatte aufgehört, sich an ihr gemeinsames Glück zu erinnern, ließ sich ein bisschen tätowieren, spielte mit den Jungs in der Nachbarschaft Basketball und trainierte seinen Körper zu Hause mit Hanteln drahtig. Die Liebe zu seiner Frau veränderte sich, je verletztter sie war. Sie war auch nur ein Mensch, sterblich, wie seine Mutter, wie sein Vater. Er würde es überleben, dass nichts für immer war, er hatte es in der Hand, das wusste er nun.

Nachdem er kaum noch Angst hatte, Leila zu verlieren, betrog er sie schließlich mit allem Drum und Dran. Frieden war etwas Unerträgliches geworden, es musste nun immer etwas passieren, denn seine Unruhe kam nur im Tabubruch, Trubel und immer neuen Außenreizen zur Ruhe. Er hatte begonnen, sie auf Reisen zu betrügen. Dort war es leichter. Auf Reisen in Südamerika, auf die sie nie Lust hatte, ihn zu begleiten, obwohl er mehrfach darum gebeten hatte. Dort unterstützte er gemeinnützige Projekte, indem er in Armenvierteln bunte Bilder an marode Wände sprühte. Es gab immer gute Abschlusspartys am Ende der Projekte, und er genoss es, sich dort als weißer Exot zu fühlen. Es war leicht, auf diese Weise nebenbei mit jungen, einheimischen Frauen zu flirten, sich als politisch aktiver Künstler bewundern und fallen zu lassen. Dort wusste man ihn noch zu schätzen.

Seit einer Weile war es nun vorbei mit diesen Reisen, denn er hatte vor ein paar Monaten, als er ein Flugzeug besteigen wollte, auf dem Rollfeld eine Panikattacke bekommen. Beim nächsten Versuch hatte sich diese erniedrigende Situation wiederholt.

Ben hatte nie geglaubt, dass es solche Totaleinbrüche wirklich gab, war immer überzeugt gewesen, Menschen simulierten Panikattacken, um sich vor Arbeit oder Verantwortung zu drücken. Von seinem Hausarzt hatte er die Telefonnummer einer Therapeutin erhalten. Schon aus beruflichen Gründen musste er sich wieder auf die Reihe kriegen.

Das Kiffen, sein Allheilmittel seit Jugendzeiten, verschlechterte die Lage nun eher, und er bekam davon so ein seltsames Jucken an den Innenseiten seiner Hände. Und irgendwann reduzierten sich seine Gedanken nur noch auf einen Satz: Ich bin so verdammt wütend. Und weil Ben keine Therapie anfangen wollte, begann er darüber nachzudenken, auf wen er wütend war. Er hoffte, selber drauf zu kommen, was mit ihm nicht stimmte und womit er es zu tun hatte. Nur bemerkte er schnell, dass er im Grunde auf jede einzelne Person wütend war, die er kannte, und je näher sie ihm stand, desto wütender war er, und am Ende war es immer wieder Leila, an die er dachte und auf die er die allergrößte Wut hatte. Und an dieser Stelle kam er nicht weiter, weil sie ihm eigentlich nichts getan hatte, außer sie selbst zu sein.

Er googelte die Therapeutin, es gab nur ein einziges Foto von ihr im Internet. Sie sah freundlich aus. Doch als er sich das Foto länger ansah, wurde er auch auf sie wütend.

Er erschrak darüber so sehr, dass eine Erinnerung in ihm wach wurde. Als Kind hatte er es geliebt, sich zu erschrecken, und seine Eltern spielten sonntags immer dieses Spiel mit ihm. Sie versteckten sich irgendwo in der weitläufigen Altbauwohnung und erschreckten ihn den ganzen Tag über, jeden Sonntag bis zu der Zeit, als sein Vater zum ersten Mal ausgezogen war, und Ben für ein paar Monate allein mit seiner weinenden Mutter in der Sechs-Zimmer-Wohnung gelebt hatte. Manchmal stand sie vor dem silbergerahmten Spiegel im Flur und sagte immer wieder: Du schaffst das Petra, du schaffst das allein.

Als Ben zum ersten Mal eine Frau mit in seine neue Wohnung genommen hatte, lobte sie zunächst seine Einrichtung und machte dann die Bemerkung, da sei ja nirgends ein Spiegel in der Wohnung, nicht mal im Bad über dem Waschbecken.

Na und? Ben reichten seine Umrise in der Scheibe der Balkontür und für sein Gesicht benutzte er das Telefon.

Als die Frau fragte, was er gegen Spiegel habe, drückte er ihr die Tasche in die Hand und bat sie zu gehen.

Der Fahrgastwunsch

Machst du heute Abend wieder dein Hühnchen?!

Marlene saß im Bus und starrte auf ihr Telefon. Wieso *ihr* Hühnchen? Linus wollte es, er mochte es, es war sein blödes Hühnchen in Butterzitrone-thymiansoße mit Wildreis. Sie bekam Lust, eine zu rauchen, so wie immer, wenn sie wütend war. Schon seit Jahren hatte sie sich keine Zigaretten mehr gekauft, denn sie führte nicht mehr so ein Leben. Vielmehr verharrte sie in Zuständen und ging ihrem Alltag nach. Meist war sie dabei gelangweilt und ab und zu wütend, aber nie zu lang. Manchmal war sie sogar gelangweilt davon, dass sie wütend war. Denn es war immer dieselbe Art von gedämpfter Wut, die ihr niemand anmerkte. Marlene gab ihrem Mann Linus die Schuld für diese Zustände, und in dieser Ordnung fühlte sie sich einigermaßen sicher.

Es funktionierte, denn Linus bemerkte nicht, dass er der Grund für alles war. Dafür war er zu nett, zu wenig narzisstisch, zu zufrieden mit seinem Job, zu stolz auf seine Kinder, zu glücklich in seiner Ehe.

Marlene lehnte ihren Kopf an die Fensterscheibe des Busses und nickte kurz ein. Der Schmachter verging, alles verging, sie blieb.

Vielleicht würde sie heute Abend mal einen anderen Wein kaufen, nicht den Côtes du Rhône, den verlässlichen aus dem guten Supermarkt, den sie beide mochten, der weder zu fruchtig noch zu herb war, der leicht war, aber dennoch Charakter hatte. Vielleicht kaufte sie einen deutschen Wein, wegen des ökologischen Fußabdrucks. Irgendwas musste man ja tun.

Sie ging schon mal die Zutaten durch. Huhn vom Bio-Schlachter, Zitronen mit der Schale, die zum Verzehr geeignet war, Thymian aus dem Garten, Brühe war noch genug in der Gefriertruhe im Keller. Ein, zwei Knoblauchzehen, aber nur für den Geschmack, die mussten vor dem Essen raus. Denn wenn Linus eine erwischte, bekam er gegen ein Uhr früh Blähungen. Marlene wachte jedes Mal vom Geräusch des Wasserkochers auf, wenn dessen betriebsames Rauschen stärker wurde, als würde irgendwas losgehen, und dann goss Linus bloß kochendes Wasser auf den Beutel Fenchel-Anis-Kümmel-Tee in seinen Becher mit Snoopy drauf. Den hatte er noch aus seiner WG-Zeit. Eigentlich war Marlene damals in einen seiner Mitbewohner verliebt. Ben Kubik war so ein Rumvögler gewesen.

Einer, der immer auf dem Sprung war, einer mit sich allein Glückseliger. Er hatte die Angewohnheit, während er das Kondom überstriefte, darauf zu verweisen, er wolle wirklich nur Sex, sie solle sich bitte nicht in ihn verlieben. Aufrichtigkeit und Integrität seien ihm wichtig, das Wichtigste im Leben.

Es war nie so richtig gut gewesen mit ihm zu schlafen, es war nur gut gewesen, ihm nah zu sein, weil sie gern so gewesen wäre wie er. Frei, egoistisch, aber korrekt. Ohne den dringenden Wunsch, geliebt zu werden, weil man sich selbst schon weitaus genug liebte. Zu Marlenes Verwunderung hatte Ben doch irgendwann geheiratet, eine Schriftstellerin. Das war wild genug für ihn, das machte was her, und natürlich hatten sie keine Kinder bekommen. Sie folgte ihm auf Instagram und als sie hörte, dass er und seine Frau sich getrennt hatten, schrieb sie ihm eine Nachricht, fragte, was er so treibe. Er antwortete noch am selben Tag: *Hey, schön von dir zu hören, gerade zu viel Tumult, melde mich bald ausführlich.*

Es war über ein Jahr her.

Ben war Werbefilmregisseur geworden, drehte mit internationalen Stars, reiste auch so viel in der Welt herum und unterstützte Hilfsprojekte in Bolivien und Ecuador. Es gab Gerüchte, er hätte seine Frau dort betrogen.

Linus war so treu, dass es weh tat. Marlene wäre so gern mal eifersüchtig gewesen. Wenn eine andere Frau ihn beehrte, könnte das ihre Gefühle für Linus vielleicht neu entfachen. Dabei war das Feuer auf ihrer Seite ohnehin nie besonders groß gewesen.

Linus hatte sich damals bei einem Sushi-Dinner in der WG auf den ersten Blick in Marlene verliebt. Ben hatte sie zum ersten Mal zu so etwas eingeladen, sonst hatten sie sich immer nur auf Partys getroffen. Nach dem Essen tranken sie eine Menge Wodka-Shots und hörten das erste Daft Punk Album so laut, dass man sich nur schreiend unterhalten konnte. Marlene fühlte sich schön unter Linus Blicken, so schön, wie noch nie, Ben Kubik brach noch zu einer Party auf und alles fügte sich.

Auf Marlenes Handy-Display waren ihre halberwachsenen Kinder zu sehen. Milan und Paula lachend Arm in Arm, im Hintergrund die Garderobe im Flur, an der Linus' grüne Funktionsjacke hing. Sie konnten sich glücklich schätzen, so einen Vater zu haben. Linus war mit großem Enthusiasmus fürsorglich, er züchtete verschiedene Sorten Tomaten im Garten und las Ratgeber für eine gute Lebensführung. Mittlerweile hatte er als Bauingenieur seine eigene Firma, die auf Tunnelbau spezialisiert war. Marlene war in Sicherheit. Es war klug, ein Leben zu führen, das man für richtig hielt und wichtiger, sich geborgen zu fühlen, als ständig irritierende Leidenschaft zu empfinden.

Ihre Freundin Kristin hatte damals ein bisschen Philosophie studiert und oft gesagt, es gebe keinen richtigen Mann im falschen. Dabei hatte Marlene an Ben Kubik gedacht. Jetzt dachte sie dabei an Linus.

Der Bus fuhr ihre Haltestelle an, die nur wenige Schritte von ihrem Stadthaus entfernt lag. Sie wandte den Kopf ihrer Sitznachbarin zu und sagte: „Würden Sie mich bitte raus lassen.“

Die junge Frau sagte: „Nein, ich kann nicht.“

„Wie? Sie können nicht?“

„Ich habe gerade eine Panikattacke und kann mich nicht bewegen.“

Marlene fragte sich, warum sie nicht wütend wurde, und sie fragte die junge Frau: „Wie lange wird dieser Zustand noch anhalten?“

„Das kann ich nicht sagen, ich mache gerade meine Atemübungen und versuche zu meditieren. Wenn Sie nicht mit mir reden, geht es schneller.“

Die Türen des Busses schlossen sich, und er fuhr weiter. Die junge Frau roch nach Vanille, und wie Marlene hatte sie einen blond glänzenden Dutt oben auf dem Kopf. Kleine gelbe Herzen schmückten die Ohren und um den Hals trug sie eine Kette mit einem goldenen Anhänger. *Liese*, in geschwungener Schrift.

Liese sagte: „Könnten Sie bitte meine Kopfhörer aus dem Rucksack holen, mir aufsetzen und dann bei Spotify in meiner Meditationsliste Track sieben anmachen. Vorher müssen Sie aber noch mit meinem rechten Daumen das Handy entsperren.“

In dem Rucksack lag zwischen allerlei Krams eine Packung Zigaretten. Marlene nahm sich zwei und steckte sie in die Tasche ihres Dufflecoats. Dann entwirrte sie die Kabel der Kopfhörer, steckte sie in das Handy, setzte Liese die gelben Hörer auf die Ohren und griff nach ihrem Handgelenk. Es war schlaff, die kleine weiche Hand ganz warm. Marlene entspernte das Telefon mit dem Daumen, dessen Nagel ozeangrün lackiert war. Als die Musik begann, schloss Liese die Augen und lehnte sich zurück. Marlene hatte schon seit Jahren keine Musik mehr gehört, die sie selbst ausgesucht hatte. Manchmal, wenn Linus Sex wollte, machte er seine Jazz Playlist an und öffnete einen der Weine für besondere Anlässe.

Liese wirkte in ihrer Panik ziemlich organisiert. Sie kannte die Abläufe und wusste, wie sie sich wieder in ein erträgliches Gleichgewicht bringen konnte. Marlene kam das bekannt vor. Eigentlich ging es ihr so, seit sie wegen der zweiten Schwangerschaft das Stellenangebot der Großkanzlei abgelehnt hatte.

Marlene setzte sich aufrecht hin, steckte die Hand in die Tasche ihres Mantels und drehte eine der Zigaretten zwischen Daumen und Zeigefinger. Nach drei weiteren Stationen sagte Liese: „Bitte nehmen Sie mir die Kopfhörer nun wieder ab.“

Marlene tat es und legte sie zurück in den Rucksack.

„Ich glaube, ich könnte jetzt aussteigen. Ich denke, ich kann einen Fuß vor den anderen setzen. So fängt es immer an, und dann wird es langsam besser.“

„Gut, dann steige ich auch aus.“

„Es tut mir leid, dass Sie Ihre Station verpasst haben, ich gebe Ihnen Geld für ein Taxi.“

„Nein, nicht nötig, ich bin nicht in Eile, ich laufe einfach ein Stück.“

Sie standen nebeneinander vor der Tür, der Bus hielt an und Liese sagte: „Drücken Sie bitte den Fahrgastwunsch-Knopf, sonst öffnen sich die Türen nicht.“

Sie war in allem so präzise und klar und Marlene fragte: „Meinen Sie, man kann sich etwas wünschen, wenn man den Knopf drückt?“

Zum ersten Mal lächelte Liese und sagte: „Das wäre schön.“

„So wird es sein, denn da steht Fahrgastwunsch drüber und wir sind Fahrgäste.“

„Aber der Wunsch ist bereits von der Gesellschaft für Öffentlichen Personennahverkehr festgelegt worden. Er lautet: Aussteigen.“

„Gut“, sagte Marlene und drückte den Knopf.